



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Jentsch, Carl: Jbsen-Schriften

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Ibsen-Schriften



Doktor Eugen Heinrich Schmitt hat voriges Jahr bei Fritz Eckardt in Leipzig ein Buch: „Ibsen als Prophet“ herausgegeben. Die meisten Leser haben wahrscheinlich vergessen, was seinerzeit in den „Grenzboten“ von der merkwürdigen Persönlichkeit des Autors mitgeteilt worden ist. Als Geschichtsschreiber in einem ungarischen Nest hat er, sechsunddreißig Jahre alt, sich an eine von der Berliner philosophischen Gesellschaft 1887 gestellte Preisaufgabe gewagt und eine Arbeit über Hegels Dialektik geliefert, die als beste anerkannt wurde. Die ungarische Regierung schickte den genialen Autodidakten auf deutsche Universitäten, aber die akademische Laufbahn mochte er nach seiner Rückkehr in die Heimat nicht einschlagen, weil er voraussah, daß ihn seine Ansicht vom Staate in Konflikte verwickeln würde. Er nahm nur eine Bibliothekarstelle an und gab auch diese auf, als ihm zugemutet wurde, auf die schriftstellerische Verbreitung seiner Ideen zu verzichten. Sein Eintreten für die gedrückten ungarischen Landarbeiter zog ihm mehrere Prozesse zu. In seinem Werke über die Gnosis entwickelt er seine Philosophie im Zusammenhange. Er bekennt sich zur Lehre der alten Gnostiker. Vom Pleroma (wörtlich: Ausfüllung, d. h. Gesamtheit der göttlichen Lebensfülle), diesem göttlichen All und Nichts, das alle Möglichkeiten in sich enthält, gehen Wellenströme aus. Die feinsten Wellen erzeugen das Geistesleben, die gröberen die sinnlichen Vorstellungen, die größten die Sinnendinge. In Jesus ist der Logos erschienen, von dem die reinen, allbezwingenden Licht- und Liebeswellen ausgehn, und die Urchristen und ihre echten Söhne, die Gnostiker, haben dieses Licht- und Liebesleben in der Menschheit zu verbreiten angefangen. Zu dessen Unterdrückung hat sich die Hierarchie mit dem „Fürsten dieser Welt“ verbündet und beide haben durch ihre abscheulichen, mörderischen, teuflischen Gewalttaten die Menschheit in die Tierheit zurückgestoßen. Zweihundertmal ungefähr nennt er sowohl die gewöhnlichen Christen wie die ungläubigen Materialisten Tiermenschen. Darüber habe ich bemerkt: „Schmitt sollte diese Tiermenschen, für die er ja übrigens opferwillig eingetreten ist, nicht gar so sehr verachten, denn wenn die alle Pneumatiker würden, dann hätte das aus lauter Pneumatikern bestehende „dritte Reich“ nichts zu essen, nichts zum Heizen, weder Kleidung noch Wohnung, und auf dieser Erde wenigstens würde der Lichtstoff des Pleroma kaum fortfahren zu schwingen, wenn die gröberen Wellen ihren Dienst einstellen. Und da doch auch die Tiermenschen noch nicht wirkliche Tiere sind, so wird eine kirchlich-staatliche Organisation, die ihnen ihr bescheidenes Teil angemessener Seelennahrung reicht, kaum zu entbehren sein.“ In einem spätern Buche „Der Idealstaat“ hat Schmitt eine Geschichte der Utopien geschrieben und die verschiedenen Staatsideale kritisiert, wobei der Liberalismus und der Kommunismus beinahe ebenso schlecht wegkommen wie der bestehende Staat und die Kirche. „Und nachdem“, schrieb ich am Schlusse der Anzeige, „der Verfasser das Utopische aller Utopien ganz vortrefflich nachgewiesen hat, bereitet er uns die reinste Heiterkeit durch die allerlustigste aller Utopien. Die Vernunftserkenntnis wird uns ins Paradies führen — durch das mathematische Denken. Wenn wir ihn recht verstehen, soll uns die Infinitesimalrechnung erlösen. Vielleicht erfahren wir aus dem versprochenen zweiten Bande der „Gnosis“ genauer, wie er sich die Sache

denkt.“ Diese Erwartung ist getäuscht worden. Der zweite Band enthält der Hauptsache nach eine Darstellung der christlichen Mystik und der idealistischen Philosophie, die beide nach einer beliebten Manier für die „Gnosis“ anektiert werden. Daß es Tiermenschen, menschliche Menschen und höhere oder Geistesmenschen gibt (welcher Begriff sich keineswegs mit dem des Genies deckt), weiß die europäische Kulturmenscheit, seitdem sie da ist. Aber daß das höhere, das echte und wahre Menschentum seine vollkommenste Verwirklichung in der gnostischen Schwärmerei erlebt habe, die Kirche dagegen und der Staat, die sich ja freilich, als unbehilfliche Kolossalkräfte, in den Jahrtausenden ihres Daseins ein ansehnliches Schuldkonto aufgeladen haben, schlankweg des Teufels sein sollen, das ist eine Schrulle. Ein Mann von Geist wird ja nun über seinen Gegenstand auch dann Geistreiches zu sagen wissen, wenn er ihn von einem schrullenhaften Standpunkte aus behandelt, und so finden wir denn in Schmitts Ibsenbuche manches Schöne, sogar, was man nicht erwartet hat, mitunter Nüchtern-Verständiges. So schreibt er über Nora — wie sehr werden's ihm die meisten seiner Leserinnen übel nehmen! —, sie sage sich vom Manne und ihren kleinen Kindern „in ganz seelenloser Weise“ los und beweise damit, „daß sie eigentlich die ganz würdige Gemahlin dieses seelenlosen Geldmenschen war“. Doch richtige Aufschlüsse über die Natur des behandelten Gegenstandes werden wir uns von solcher Betrachtungsweise nicht versprechen. Für Schmitt ist Ibsen ein wirklicher Seher, in dessen Schöpfungen wir nichts anderes sehen dürfen als Offenbarungen, die den in den Gleichnissen Jesu vom Himmelreich gegebenen gleichartig sind und nur vom religiösen Sinne verstanden werden können. Er sieht in Ibsens Dramen den die gnostische Erkenntnis sinnbildenden Sonnenmythus, die Geschichte vom sterbenden alten und dem wiedererstehenden neuen Menschen der Zukunft. Nicht ein Familiendrama sind „Die Geister“; scheinbar freilich hat er „nur diesen Stich“ ausgezogen, aber zu dem Zweck, „diese ganze große Maschinennäheri des Gewebes von Theologie, Jurisprudenz und Politik, und wie der fadenscheinige Plunder sonst heißen mag, aufzuziehn“. Durch die Zerstörung aller alten Ideale scheint nun freilich der moderne Mensch vollends in Tierheit zu versinken und in der Eisregion der Aufklärung durch den unerbittlichen Verstand alles warme Liebesleben einzubüßen. Allein „mit dem Tiefstand der Geistesfonne, in der tiefsten Nacht dieser Weihnachtstage der Weltgeschichte wird das Himmelslicht geboren, das wir im Innersten besitzen, indem wir es sind“. Ibsen würde, wenn er noch lebte, die übermenschliche Stellung, die ihm hier angewiesen wird, stolz-bescheiden ablehnen. Weit Geringeres hat er abgelehnt, wie die Tendenz, zur Befreiung der Frau von alten Banden beizutragen. Am 26. Mai 1896 hat er bei einem Feste des „Norwegischen Vereins für die Sache der Frau“ gesprochen: „Ich bin nicht Mitglied dieses Vereins. Alles, was ich gedichtet habe, ist ohne bewußte Tendenz gewesen. Ich bin mehr Dichter und weniger Sozialphilosoph gewesen, als man im allgemeinen anzunehmen geneigt ist. Ich danke für das Hoch, das auf mich ausgebracht worden, muß jedoch die Ehre ablehnen, mit Bewußtsein für die Sache der Frau gewirkt zu haben. Ich bin mir nicht einmal klar darüber, was das eigentlich ist: Die Sache der Frau. Mir hat sie sich als eine Sache des Menschen dargestellt. Und wenn man meine Bücher aufmerksam liest, wird man das verstehen. Es ist wohl wünschenswert, daß die Frauenfrage

gelöst werde, so nebenher. Aber das war nicht mein Hauptzweck. Meine Aufgabe ist die Menschenschilderung gewesen."

Wer eines sachkundigen und zuverlässigen Führers durch Ibsens Werke bedarf, der findet ihn in Roman Woerners „Henrik Ibsen“. Woerner hat mit dem Dichter persönlich intim verkehrt. Der erste Teil seines Wertes ist im 4. Bande des Jahrgangs 1900 der „Grenzboten“ mit Emil Reichs Ibsenbuche zusammen besprochen worden. Der zweite Band ist erst jetzt (München, C. S. Beck, 1910) erschienen. Die Verzögerung hat ihm den Vorteil gebracht, daß Ibsens Nachlaß benützt werden konnte, bestehend in Skizzen und Entwürfen, die Aufschluß geben „über sein verborgenstes Innenleben und geheimes Schaffen, zu dem kein Spürsinn und Scharfsinn je auf anderem Wege hätte gelangen können“. So vermag uns denn Woerner vom „Bunde der Jugend“ an (1868 und 1869) das gesamte Schaffen Ibsens in Wechselwirkung mit seinen äußeren Schicksalen zu entrollen und zu zeigen, wie sein Vaterland ihn abwechselnd angezogen und abgestoßen, wie der Norden mit dem Süden um ihn gekämpft, wie sich aus dem Norweger der Germane emporgerungen hat, wie Anerkennung und Widerspruch, wie seine vortreffliche Gattin und sein idyllisches Heim auf ihn gewirkt haben, und — wie zuletzt der Altersschwache von der Höhe des Schaffens allmählich herabgesunken ist. Denn Woerner ist zwar ein aufrichtiger und verständnisvoller, aber kein blinder, unkritischer Verehrer und Bewunderer. Er weist z. B. nach, wie dem Dichter das Theater und die Franzosen geschadet haben; von diesen stammen, „was an seiner Technik schlecht ist, Theater ist, Schablone ist“. Er vermutet, daß es Otto Ludwigs „Erbsförster“ gewesen sei (dieses Stück wurde zu der Zeit, wo Ibsen in Dresden wohnte, dort oft gegeben), von dem er den vollkommen lebenswahren, von aller Theatermanier freien Dialog gelernt habe, wie er zum ersten Male ganz vollendet in „Nora“ erscheine. Den Erzählern, die alle Personen und Vorgänge der Dramen als Symbole deuten, tritt Woerner mit den eignen Worten Ibsens entgegen. Dieser hat, wie schon aus der oben angeführten kurzen Rede hervorgeht, vor allem wirkliche Menschen schildern wollen. An Björnson schrieb er über die Deutungslucht: „Auf diese Weise mache ich mich anheischig, Deine wie die Werke aller andern Dichter von Anfang bis zu Ende in Allegorien umzuwandeln. Nehmen wir „Göz von Berlichingen“, sagen wir, daß Göz selbst den gärenden Freiheitsdrang des Volkes, der Kaiser den Staatsbegriff bedeute usw. — was kommt dabei heraus? Daß es keine Poesie mehr ist.“ Wie Ibsen erst von der „Wildente“ an allerdings mit der Menschenschilderung auch Symbolismus verbunden und wie das bei seinen Nachahmern gewirkt hat, wird ausführlich dargelegt.

Klar und scharf hat Expeditus Schmidt („Anregungen.“ Gesammelte Studien und Vorträge. München, Gold u. Co.) den Tendenzdichter Ibsen vom Dichter unterschieden. Der bekannte Franziskanerpater und Theaterfreund arbeitet zum Ärger der ultramontanen Fanatiker mit rühnlichem Eifer daran, seinen Glaubensgenossen die Scheuklappen, die jene ihnen vorgebunden haben, abzulösen, ihre Augen für das Gute, Große und Schöne in der modernen nichtkatholischen Literatur zu öffnen und sie aus der Enge und Isolierung herauszuführen, in der sie von ihren ängstlichen Gewissen festgehalten werden. Über dem Gedankengehalt von Ibsens Stücken, schreibt Schmidt in einer seiner Ibsenstudien, werde die Kunst

des Dichters fast übersehen. Als Denker sei der große Norweger Bramante zu vergleichen, den man il Maestro Rovinante, den Meister Niederreißer, nannte, weil er ganze Stadtviertel niederreißen ließ, um für seine Bauten Platz zu schaffen. Ibsen sei, durchaus nicht bloß im schlimmen Sinne, ein Maestro Rovinante, denn mit seiner Gesellschaftskritik habe er fast immer nur allzu recht. Brauchbare Pläne für Neubauten zu liefern, habe freilich seine Kraft nicht hingereicht; indes würde es unbillig sein, von einem Dichter zu verlangen, was bisher auch die Berufeneren: Philosophen und Staatsmänner, nicht zu leisten vermocht haben. Zudem habe Ibsen selbst sein Gebiet mit den Worten abgegrenzt: „Meine Aufgabe ist Fragen, nicht Bescheidgeben.“ Dagegen habe sich Ibsen, der Künstler, der Dichter, als ein wirklicher Baumeister bewährt, und zwar wird seine Kunst als dramatische Schachspielkunst beschrieben; sie bestehe darin, daß Figuren, deren jede ihre eigene, Läufern oder Springern ähnliche Gangart habe, in eine Anfangstellung gebracht würden, die so konstruiert sei, daß sich daraus das „Matt in so oder so viel Zügen“ mit Notwendigkeit ergebe. Daß er als katholischer Ordensgeistlicher Ibsen anerkennt und empfiehlt, rechtfertigt der Pater mit Berufung auf Markus 9. Der Apostel Johannes, heißt es da, berichtete von einem Menschen, der Teufel austrieb in Jesu Namen; dem hätten sie es gewehrt, weil er sich ihnen, den Aposteln, nicht angeschlossen habe; darauf erwiderte Jesus: „Wehret es ihm nicht, wer nicht wider euch ist, der ist für euch“. Von dieser Erzählung macht der Pater die Anwendung: „Ibsen hat das Christentum nie richtig erfasst — darüber haben wir nicht zu richten; aber den Gedanken sittlicher Vervollkommnung hat er verfochten wie kaum ein Zweiter, und manchen bösen Geist der Unwahrheit und Halbheit hat er ausgetrieben. Ich kann mich nicht entschließen, es ihm wehren zu wollen, wenn er auch nicht ganz auf meinem Boden steht. Ich kann nur wünschen, daß sein Wirken ein recht tiefgreifendes sei, damit die Helden vom Adel des Charakters, die jetzt noch dünn genug gesät sind, immer zahlreicher werden. Ungefähr so sagt's der Pfarrer auch, nur mit ein bißchen andern Worten. Mir ist nie viel am Worte gelegen, aber immer sehr viel an der Sache. Selten aber ist mir eine Sache höher erschienen als das sittliche Streben nach einem echt adligen Charakter, und darum hab' ich mich nicht geschaut, auch bei dieser Gelegenheit und an dieser Stelle zu sprechen.“ Der Vortrag, dessen Schluß diese Sätze bilden, wurde am 24. Mai 1898 gehalten als Einleitung zu den Festspielen der Ibsen-Vereinigung im Düsseldorfer Schauspielhause. Ich muß gestehen, daß mir der Pater Ergebenheit den Zweifel erregt hat, ob ich nicht vielleicht in den Ibsen-Artikeln des Jahrgangs 1900 der „Grenzboten“ (im 2. und 3. Bande) hie und da ungerecht geworden bin gegen den großen Dichter.

Carl Jentsch

